

Constantin Goschler

Die Faszination des Bösen und die Geburt des Tabubrechers

Philipp Jenninger und der 50. Jahrestag der Reichspogromnacht

Am 10. November 1988 sprach Bundestagspräsident Philipp Jenninger anlässlich des 50. Jahrestags der reichsweiten nationalsozialistischen Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung im Deutschen Bundestag. Diese Rede führte zu einem Sturm der öffentlichen Entrüstung, worauf Jenninger innerhalb eines Tages von seinem Amt zurücktrat. Nach gründlicher Lektüre des Redetextes erfolgte jedoch meist ein ernüchtertes Augenreiben, und die nachträgliche Bewertung des Vorgangs rückte ihn oftmals gar in die Nähe eines Opfers eines künstlich geschürten Medienskandals. Der vielfach beschriebene und interpretierte ‚Fall Jenninger‘ führt in das Zentrum der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Judenverfolgung in der alten Bundesrepublik in den 1980er Jahren: Im Kern geht es dabei um die Frage nach der angemessenen Form des öffentlichen Gedenkens an die nationalsozialistische Judenverfolgung.

Die damaligen Deutungen des Skandals waren meist deutlich polarisiert: Am einen Ende stand die Interpretation der Jenninger-Rede als missglückter Versuch, die Juden in die Rolle von Gehilfen bei der Wiederherstellung einer auf Versöhnung begründeten und positiv besetzten nationalen deutschen Identität zu drängen.¹ Am anderen Ende der Skala stand dagegen die Interpretation Jenningers als eines mutigen Propheten, der den Deutschen einen kritischen Spiegel vorgehalten habe

¹ Y. Michal Bodemann: Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung. Mit einem Beitrag von Jael Geis. Hamburg 1996, S. 87 ff.; ähnlich auch Detlev Claussen in der tageszeitung, 9.5.1990, S. 4: Am 50. Jahrestag habe „die geballte Präsenz bundesdeutscher Politiker die Synagogen (erobert). Man zwang den jüdischen Gemeinden die brutale Alternative einer nationalen Versöhnungskultur auf, entweder Jasager oder Störenfriede zu sein.“ Zit. nach Harald Schmid: Erinnern an den „Tag der Schuld“. Das Novemberpogrom von 1938 in der deutschen Geschichtspolitik. Hamburg 2001, S. 429.

und dafür – sei es von den Protagonisten einer linken Vergangenheitsbewältigungskultur, sei es von denen einer positiven nationalen Identität – abgestraft worden sei.² In diesen konträren Deutungen, in denen die politischen Frontlinien der 1980er Jahre deutlich zu erkennen sind, erscheint Jenninger somit einerseits als Sünder, andererseits als Sündenbock. Um den Fall zu verstehen, reicht es somit nicht aus, sich allein auf Jenningers Person und seine Intentionen zu beschränken. Vielmehr muss die Frage nach den Mechanismen der Skandalisierung gestellt werden: Gegen welche öffentlichen Normen der Thematisierung der nationalsozialistischen Judenverfolgung verstieß Jenninger bei seiner Rede? Inwiefern bestätigten oder verschoben sich diese Normen durch den Jenninger-Skandal? Und in welchem Verhältnis steht dies zu den vergangenheitspolitischen Auseinandersetzungen der achtziger Jahre? Dabei lassen sich drei Phasen unterscheiden: die Vorgeschichte der Rede, die eigentliche Redesituation und der Rücktritt sowie schließlich die Nachgeschichte. Die Auseinandersetzung um die Rede Jenningers zum Novemberpogrom 1938, so die hier verfolgte These, wurde dabei zu einem Katalysator von wichtigen Veränderungen der politischen Kultur der Bundesrepublik.

Die Vorgeschichte der Rede ist vor allem von zwei Elementen geprägt: Zunächst lassen sich die achtziger Jahre als Jahrzehnt eines auf dem Feld der Vergangenheitspolitik geführten Kampfes um die kulturelle Hegemonie in der Bundesrepublik deuten, bei der sich die konservativ-liberale Regierung und die Oppositionsparteien SPD und Grüne gegenüberstanden. Die Frage nach dem richtigen Umgang mit der NS-Vergangenheit wurde dabei zu einem zentralen Unterscheidungsmerkmal der sich in diesem Jahrzehnt neu sortierenden politischen Milieus: auf der einen Seite der Ruf nach „Normalisierung“ des deutschen Nationalbewusstseins, auf der anderen Seite der Vorwurf der „Verdrängung“ und mangelhaften „Aufarbeitung“ der NS-Vergangenheit. Den Höhepunkt dieser Auseinandersetzungen markierten die Stichworte „Bitburg“ und „Historikerstreit“, bei denen sich die Konturen der beiden Lager schärften.

Zudem stand die Jenninger-Rede am Ende einer langen Reihe von Gedenkveranstaltungen zum 9. November 1938 in diesem

² Siehe etwa Jeffrey Herf: Philipp Jenninger and the Dangers of Speaking Clearly. In: *Partisan Review* 56 (1989), S. 225–236; Lutz Niethammer: Jenninger. Vorzeitiges Exposé zu Erforschung eines ungewöhnlich schnellen Rücktritts. In: *Babylon* 5 (1989), S. 40–46.

Jahr, und damals setzte sich auch die Ablösung des Begriffs „Reichskristallnacht“ durch „Reichspogromnacht“ durch. Die Intensität der Beschäftigung mit dem Thema der nationalsozialistischen Judenverfolgung und insbesondere dem Novemberpogrom 1938 erreichte so in diesem Jahrzehnt einen vorläufigen Höhepunkt. Die Grünen und die SPD, aber auch der FDP-Abgeordnete Wolfgang Lüder hatten sich für den Vorschlag stark gemacht, wonach der Zentralratsvorsitzende Heinz Galinski zu diesem Anlass im Bundestag sprechen sollte. Jenninger hatte sich diesem Vorschlag entgegengestellt und sich mit einem Gegenvorschlag durchgesetzt: Er selbst wollte als Repräsentant der nichtjüdischen Deutschen diese Rede halten, der Repräsentant der jüdischen Deutschen war von ihm lediglich als Zuhörer vorgesehen. Dies führte bereits im Vorfeld der Rede zu einer auch öffentlich heftig ausgetragenen Kontroverse.³ Diese stichpunktartigen Hinweise sollen hier genügen, um nochmals deutlich zu machen, welche politischen Spannungen und Belastungen bereits vor Jenningers Rede existierten: Der Konflikt um die nichterfolgte Einladung Galinskis und die Einbettung in den Kontext der Auseinandersetzung um die „Normalisierung“ oder „Verdrängung und Verharmlosung der NS-Vergangenheit“ hatten einen Deutungsrahmen geschaffen, welcher die Rezeption der Rede des Bundestagspräsidenten in hohem Maße vorstrukturierte: Die Weichen waren also bereits zuvor auf Skandalisierung gestellt.⁴ Dies galt umso mehr, als Jenninger 1976 durch die eigenhändige Entfernung eines CDU-kritischen Plakats des Grafikers Klaus Staack aus einer Ausstellung in der Parlamentarischen Gesellschaft in Bonn zumindest in Teilöffentlichkeiten als konservativer Wüterich positioniert war.

Zu der Gedenkveranstaltung im alten Bonner Wasserwerk am 10. November 1988 waren neben den Bundestagsabgeordneten auch der Bundespräsident, der israelische Botschafter, Vertreter des Zentralrats sowie der christlichen Kirchen eingeladen. Das Protokoll der Gedenkveranstaltung suchte Verhaltenssicherheit herzustellen, indem es sich an eingeübte Ritua-

³ Werner Bergmann: Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Kollektives Lernen in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949–1989. Frankfurt am Main/New York 1997, S. 455 f.; Schmid: *Erinnern* (wie Anm. 1), S. 432 f.

⁴ Bergmann: *Antisemitismus* (wie Anm. 3), S. 454–460; Schmid: *Erinnern* (wie Anm. 1), S. 435.



lisierungen hielt. Zunächst begann die Bonner Bachgemeinschaft, die „singernde Bürgerbewegung Bonn“⁵, mit einem Vortrag des Liedes *Es brennt, Brüder, es brennt* des 1942 im Krakauer Ghetto erschossenen jüdischen Liedermachers Mordechai Gebirtig. Anschließend rezitierte die jüdische Schauspielerin, Regisseurin und Leiterin der Hamburger Kammerspiele Ida Ehre Paul Celans *Todesfuge* und thematisierte damit eindringlich die Schoa aus der Perspektive der jüdischen Opfer. Nach dieser Einstimmung sollte der Bundestagspräsident an das mit weißen Margeriten – in der christlichen Ikonographie ein Verweis auf die Opfer und Leiden Christi und der Märtyrer – geschmückte Podium treten, um seine bis dahin sorgsam geheim gehaltene Rede zu halten. Die symbolische Rahmung der Rede, die am Ende der Veranstaltung durch ein abermals von der Bonner Bachgemeinschaft vorgetragenes, 1943 im Ghetto von Vilnius von Shmerke Kaczerginski komponiertes Lied (*Shtiler, shtiler*) geschlossen wurde, aktualisierte damit die traditionellen Momente des symbolischen Umgangs in der Bundesrepublik mit der nationalsozialistischen Judenverfolgung: Im Mittelpunkt stand die Perspektive der jüdischen Opfer, wobei die Bedeutungen des Opfers in dieser Inszenierung zwischen denen des *victim* – des sinnlosen Opfers *von* etwas – und denen des *sacrificium* – des sinnhaften Opfers *für* etwas – oszillierten. Zugleich zeigte diese Gedenkinszenie-

1 Die Schauspielerin Ida Ehre rezitiert die *Todesfuge* von Paul Celan

⁵ <http://www.bach-chor-bonn.de/index.php/chronik.html>. Letzter Aufruf: 21.6.2010.

rung aber auch Risse im angestrebten Modell der Versöhnung im Medium der Kunst: Der deutsche Meister der *Kunst der Fuge*, den die Bonner Bachgemeinschaft im Namen führte, prallte auf die *Todesfuge*, in welcher der Tod als ein „Meister aus Deutschland“ erscheint, der das Ausheben ihrer Gräber durch die jüdischen Opfer in zynischer Weise durch das erzwungene Geigenspiel ihrer Leidensgenossen begleiten lässt.

Jenninger gelang jedoch mit seiner zuvor sorgfältig geheim gehaltenen und nun live vom Fernsehen übertragenen Rede ein Überraschungseffekt, indem er aus den tradierten Bahnen des bundesrepublikanischen Gedenkrituals ausbrach.⁶ Statt also die Erfahrung der jüdischen Opfer in den Mittelpunkt zu stellen, sprach er vor allem über die Täter, wozu ihn neben seinen Erfahrungen aus Gesprächen mit Jugendlichen nicht zuletzt auch der ausdrückliche Wunsch von Galinskis Vorgänger Werner Nachmann bestimmt habe: Jenninger wollte somit erklären, wie es aus der deutschen Gesellschaft heraus zur Gewalt gegen die Juden hatte kommen können.⁷ An die Stelle eines zwischen jüdischer und christlicher Geschichtsdeutung schillernden ritualisierten Opfergedenkens setzte er so den in mancherlei Hinsicht mutigen, aber auch unbeholfenen Versuch der Erklärung der Faszination des Bösen aus der Sicht eines Nachfahren des historischen Täterkollektivs. So schilderte er durchaus im Einklang mit dem damaligen zeithistorischen Forschungsstand die Involvierung der deutschen Gesellschaft in die nationalsozialistische Judenverfolgung, die er anders als lange Zeit üblich nicht als teuflischen Plan einer kleinen verbrecherischen NS-Elite oder als namenloses Schicksal beschrieb. Besonderen Wert legte er darauf, die verbreitete Begeisterung der deutschen Bevölkerung für die außenpolitischen Erfolge Hitlers in den Vorkriegsjahren sowie die daraus resultierende Zustimmung für das NS-Regime zu plausibilisieren. So versuchte er sich gewissermaßen auch in der Popularisierung eines damals in der Zeitgeschichte sich gerade erst durchsetzenden Trends, welcher aus der Beschäftigung mit der Alltagsgeschichte des Dritten Reiches ein alternatives Bild der

⁶ Abdruck des Redetextes in: Armin Laschet, Heinz Malangré (Hg.): Philipp Jenninger. Rede und Reaktion. Aachen/Koblenz 1989, S. 13–26.

⁷ Jan C. L. König: „Wenn du einmal im Sarg liegst, kommst du nicht mehr raus.“ Nach Vorlage genehmigte Niederschrift des Gesprächs mit dem Bundestagspräsidenten a.D., Dr. Philipp Jenninger, am Dienstag, 16.5.2006. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 100, 2 (2008), S. 179–190, hier S. 180 f.

Verfolgung erstellte, in dem der „Führerwille“ nicht mehr als zentrales Erklärungsmoment ausreichte.

Der weitere Ablauf des Geschehens wurde schon oft erzählt: Schon bald nach Beginn der Rede erfolgte ein erster – bereits zuvor in Unkenntnis der Rede geplanter – Zwischenruf der Grünen-Abgeordneten Jutta Oesterle-Schwerin (die Schwester des israelischen Historikers Tom Segev). Im weiteren Verlauf entstand dann wachsende Unruhe im Publikum, und schließlich verließen zahlreiche Abgeordnete der Oppositionsparteien, aber auch einige der Regierungsparteien protestierend den Plenarsaal, während andere durch weitere Zwischenrufe störten oder sich vor Scham wandten. Jenninger trug seine Rede weitgehend mit monotoner Stimme vor und zeigte lediglich dann Emphase, wenn es darum ging, die in Form der erlebten Rede vorgetragenen Gedankengänge der damaligen Zeitgenossen zu vergegenwärtigen, so etwa, wenn er die Stationen von Hitlers Revisionspolitik in der Vorkriegszeit Revue passieren ließ und mit einigen rhetorischen Fragen endete: „War er nicht wirklich von der Vorsehung auserwählt, ein Führer, wie er einem Volk nur einmal in tausend Jahren geschenkt wird?“⁸ Noch unruhiger wurde das Publikum im Bundestag, als Jenninger mit erhobener Stimme fragte: „Und was die Juden anging: Hatten sie sich nicht in der Vergangenheit doch eine Rolle angemaßt – so hieß es damals –, die ihnen nicht zukam? Mußten sie nicht endlich einmal Einschränkungen in Kauf nehmen? Hatten sie es nicht vielleicht sogar verdient, in ihre Schranken gewiesen zu werden? Und vor allem: Entsprach die Propaganda – abgesehen von wilden, nicht ernstzunehmenden Übertreibungen – nicht doch in wesentlichen Punkten eigenen Mutmaßungen und Überzeugungen?“⁹

Mit diesem auch rhetorisch ungeschickt präsentierten Perspektivenwechsel von der Opfer- zur Täterperspektive provozierte Jenninger sein Publikum in einer von ihm nicht vor-



2 Philipp Jenninger, Präsident des Deutschen Bundestages, während seiner Rede am 10. November 1988

⁸ Laschet, Malangré: Jenninger (wie Anm. 6), S. 17.

⁹ Ebd., S. 17 f.

hergesehenen Weise. Unmut und Beschämung verbreiteten sich nicht nur unter den Abgeordneten der Oppositionsparteien, sondern reichten bis in die Reihen der Regierungskoalition hinein. Etwa 40 Parlamentarier demonstrierten ihren Protest durch ihren Auszug aus dem Plenarsaal. Anschließend folgte ein vernichtendes in- und ausländisches Medienecho, in das sich von Anfang an Rücktrittsforderungen mischten.¹⁰ SPD-Partei- und Fraktionschef Hans-Jochen Vogel warf Jenninger in einem Schreiben vor, er habe die in seiner Fraktion vorhandenen „Gedanken und Gefühle der Scham und Trauer [...] in bedrückender Weise verletzt“ und „einen bestürzenden Mangel an Sensibilität“ erkennen lassen und unterzeichnete diesen Brief „in großer Betroffenheit und Sorge“¹¹. Der in Marburg politologisch und historisch geschulte Grünen-Geschäftsführer Hubert Kleinert schleuderte Jenninger dagegen in einem offenen Brief entgegen: „Sie haben nichts, aber auch gar nichts begriffen, über das, was den Faschismus in seinem Wesen ausmachte.“ Mit einem kühnen Sprung von Reinhard Kühnl zu Margarete Mitscherlich warfen die Grünen dem Bundestagspräsidenten überdies vor, er habe in seiner Rede „die Chance, Trauerarbeit zu leisten, trostlos vertan“¹². Zwar unterstellte niemand Jenninger Sympathien mit nationalsozialistischem Gedankengut, doch habe er sich, wie der Urteilstenor lautete, der Taktlosigkeit und Peinlichkeit schuldig gemacht. Vor allem die Benennung des Nationalsozialismus als eines heute noch wirksamen Faszinosums wurde immer wieder mehr oder weniger polemisch aufgespießt, so etwa in der linksalternativen *tageszeitung*: „Jenninger vom Faschismus fasziniert“¹³. Im Zentralrat kam es dagegen zu einer offenen Kontroverse in dieser Frage, in der sich Züge des inneren Machtkampfes seines Direktoriums artikulierten: Galinski maßregelte öffentlich seinen Stellvertreter Michael Fürst, der die Rede Jenningers verteidigt und sich gegen eine Rücktrittsforderung von jüdischer Seite ausgesprochen hatte.¹⁴

¹⁰ Siehe hierzu die umfangreiche umfassende Sammlung im Bundespressearchiv, Berlin: Jenninger, Ph., 021-4/0-1.

¹¹ Zitiert nach *Der Tagesspiegel*, 11.11.1988: „Der Brief des SPD-Vorsitzenden an Bundestagspräsident Jenninger“.

¹² *Süddeutsche Zeitung*, 11.11.1988: „Jenningers Rede führt zum Eklat im Bundestag. Ruf nach dem Rücktritt des Parlamentspräsidenten“.

¹³ *Die tageszeitung*, 11.11.1988: „Jenninger vom Faschismus fasziniert“.

¹⁴ *Der Tagesspiegel*, 12.11.1988: „Kontroverse im Zentralrat der Juden um Jenninger-Rede“.

Ausschlaggebend dafür, dass Jenninger am Tag nach seiner Rede den Rücktritt erklärte, so darf man vermuten, war vermutlich vor allem, dass ihm auch seine eigenen politischen Freunde in der CDU/CSU-Bundestagsfraktion ausreichende Rückendeckung verweigerten und stattdessen auf Schadensbegrenzung setzten. Eine wichtige Rolle spielte dabei der Umstand, dass Bundeskanzler Helmut Kohl im Begriff war, in die USA zu reisen, wo er nicht nur selbst geehrt werden, sondern auch die Festrede zum 80. Geburtstag des als „Nazi-Jäger“ bekannt gewordenen Simon Wiesenthal halten sollte.¹⁵ Nach den heftigen medialen Erschütterungen der erst drei Jahre zurück liegenden Bitburg-Affäre wollte Kohl vermutlich nicht abermals eine offene Flanke präsentieren, und so schrieben ihm die Medien eine Hauptrolle für die Entscheidung zum Rücktritt Jenningers zu.¹⁶ Und schließlich liefen in Bonn Gerüchte um, dass die Rede auch im rechten Spektrum der Unionsparteien wenig Anklang gefunden habe.¹⁷ Zudem hatte Jenninger bereits in der Auseinandersetzung um die Einladung Galinskis im Vorfeld seiner Rede entnervt mit seinem Rücktritt gedroht, so dass die Tür zu diesem Schritt bereits geöffnet worden war.¹⁸

Da wir nach wie vor auf die öffentlich zugänglichen Quellen angewiesen sind, bleiben die Erklärungen des Rücktritts notwendigerweise immer noch ein Stück weit spekulativ. Neben der bereits geschilderten Bedeutung der lagerspezifischen Vor-erwartungen spielten gerade die unerwarteten Momente der Rede eine zentrale Rolle: In Anlehnung an bereits kurz nach dem Rücktritt Jenningers geäußerte Vermutungen Lutz Niethammers, der den Bundestagspräsidenten als Sündenbock gleichermaßen für rechts und links sah,¹⁹ lässt sich argumentieren, dass Jenninger bei seinem Ausflug aus dem schützenden

¹⁵ Süddeutsche Zeitung, 12.11.1988: „Der jähe Sturz vom hohen Podest“.

¹⁶ Siehe etwa: Der Tagesspiegel, 12.11.1988: „Erst nach einer Stunde war es soweit. Zähes Ringen um Jenningers Rücktritt im Gespräch mit Bundeskanzler Kohl“.

¹⁷ Siehe Interview von Ernst-Dieter Lueg mit Philipp Jenninger in: Bericht aus Bonn, 11.11.1988, Deutscher Bundestag, Pressedokumentation, Jenninger, Ph., 600–8/1; Die tageszeitung, 12.11.1988: „Jenninger zieht Konsequenzen“.

¹⁸ Stuttgarter Nachrichten, 11.11.1988: „Tragik liegt im Versagen des Philipp Jenninger“.

¹⁹ Siehe hierzu und zum Folgenden: Niethammer: Jenninger (wie Anm. 2), S. 44 ff.

Rahmen des bundesrepublikanischen Gedenkrituals gleich mehrfach aneckte. Dabei scheiterte er mit seinem volkspädagogisch gemeinten Versuch der Erklärung des Verhaltens der Bevölkerungsmehrheit im Nationalsozialismus am zentralen Anspruch einer Gedenkrede: der Herstellung eines zustimmungsfähigen Wir-Gefühls. Während also nach links hin die Identifikation traditionell vor allem mit dem Widerstand und zum Teil auch mit den Opfern erfolgte, bestand nach rechts hin vor allem ein Bedürfnis nach einem positiv besetzten nationalen Kollektiv. Mit dem von Jenninger von der damaligen Alltagsforschung adaptierten Bild einer breiten Zustimmung zur antijüdischen Politik des Dritten Reiches konnte er es auf diese Weise beiden Seiten nicht recht machen. Unbemerkt blieb dagegen ein anderes Problem des in dieser Rede konstituierten „Wir“, nämlich die symbolische Wiederaufführung der Trennung von Juden und Deutschen.²⁰

Erstaunlicherweise veränderte sich aber unter dem Eindruck des Rücktritts bereits wenige Tage später die Wahrnehmung der Jenninger-Rede. Nachdem die Lektüre der schriftlichen Form der Rede den Eindruck seines öffentlichen Auftritts immer mehr in den Hintergrund rücken ließ, verstärkte sich die zustimmende Resonanz. Schon bald nach seiner Rede tauchte etwa in der Londoner *Times* die Deutung auf, wonach Jenninger der deutschen Gesellschaft einen Spiegel vorgehalten und diese den Anblick nicht ertragen habe.²¹ Hier nahm auch die Sündenbock-Theorie bereits ihren Anfang, die seither in der Öffentlichkeit wie in der Forschung immer wieder aufgegriffen wurde. Die Fürsprachen für den geschassten Bundestagspräsidenten nahmen geradezu die Züge einer Kampagne an und gipfelten in einer Verteidigungsschrift, welche neben einer Sammlung rechtfertigender Einreden verschiedener Fachgelehrter auch ausgiebig aus Briefen an Jenninger zitierten – insgesamt sollen es etwa 10 000 gewesen sein, fast alle unterstützend.²² Dies wurde nur noch übertroffen, als einige Zeitungen 1995 vermeldeten, dass Ignatz Bubis 1989 Jenningers Text gewissermaßen als Experiment auf einer Gedenkveranstaltung

²⁰ Elisabeth Domansky: „Kristallnacht“, the Holocaust and German Unity: The Meaning of November 9 as an Anniversary in Germany. In: *History & Memory* 4 (1992), S. 60–94, hier S. 66 f.

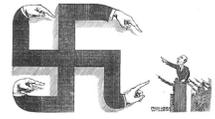
²¹ *The Times*, London, 16.11.1988, Illustration zum Artikel von Conor Cruise O'Brien, „Denounced – for the truth“.

²² Laschet, Malangré (Hg.): Philipp Jenninger (wie Anm. 6), S. 13–26.

zum Holocaust-Gedenktag sowie zum 9. November selbst noch einmal vorgetragen habe, ohne dass es zu irgendwelchen Protesten gekommen sei. Dies wurde oftmals als endgültige Absolution des vorgetragenen Textes und Jenningsers begriffen, die lediglich durch den Kontext zum Skandalon geworden seien.²³ Dem widersprach allerdings Bubis selbst in einem Interview, in dem er darauf hinwies, dass er lediglich auszugsweise Passagen aus Jenningsers Rede zitiert und dabei auf die am meisten kritisierten Formulierungen verzichtet habe.²⁴

Jenninger selbst hatte wenige Tage nach seinem Rücktritt in der ARD-Sendung *Bericht aus Bonn* die Frage, ob er die massiven Reaktionen auf seine Rede verstehen könne, in folgender Weise beantwortet: „Das hat mich sehr betroffen gemacht und erschrocken. Anfangs habe ich sie sicher nicht verstanden, die Reaktion; aber ich muß einräumen, daß es sicherlich Gründe gibt, anders zu reagieren. Und ich bedaure sehr, daß ich manche Gefühle damit verletzt habe. Man muß daraus lernen, nicht alles darf man beim Namen nennen in Deutschland.“²⁵ Damit gab er – neben der Sündenbock-Theorie, die seinen erzwungenen Rücktritt als Folge des mutigen Aussprechens des „kleinen schmutzigen Geheimnisses“ der bundesdeutschen postnationalsozialistischen Gesellschaft deutete – das Stichwort für eine zweite, damit eng verwandte Erklärung, die in der Folge immer größeres Gewicht erhielt: Jenninger als unerschrockener Tabubrecher.

Die Wirkung der Rede Jenningsers selbst erklärt sich so vor allem aus dem Zusammentreffen zweier Elemente: einerseits festgefügte Vorerwartungen, die sich sozusagen in Hörbarkeitsregeln niederschlugen, andererseits ein Regelverstoß gegen die mit den bundesrepublikanischen Gedenkritualen verbundenen Sagbarkeitsregeln. Die Nachgeschichte der Rede gewann jedoch eine andere und vielleicht ebenso wichtige Bedeutung für die politische Kultur der Bundesrepublik. Dabei



3 The Times, London, 16.11.1988, Illustration zum Artikel von Conor Cruise O'Brien: „Denounced – for the truth“

²³ Siehe etwa Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1.12.1995: „Das Experiment. Zweierlei Rede: Ignatz Bubis sprach 1989 Jenningsers Text“; Stephan-Andreas Casdorff: „Viele müßten jetzt Abbitte leisten“. Philipp Jenningsers Rede und Rücktritt in neuem Licht“. In: Stuttgarter Zeitung vom 2.12.1995.

²⁴ Der Spiegel vom 4.12.1995: „Gedenkreden. ‚Falsches Bild‘“; siehe auch Ignatz Bubis mit Peter Sichrovsky: „Damit bin ich längst noch nicht fertig“. Die Autobiografie. Berlin 1998, S. 198–200.

²⁵ Siehe Interview von Ernst-Dieter Lueg mit Philipp Jenninger in: Bericht aus Bonn, 11.11.1988, Deutscher Bundestag, Pressedokumentation, Jenninger, Ph., 600–8/1.

ging es immer weniger um das Was – nämlich die Bedeutung des 9. November 1938 im Rahmen der bundesdeutschen Erinnerungskultur –, sondern um das Wie, nämlich die Haltung des Rebellen gegen die vorgeblichen Zwänge einer linken Political Correctness. Jenninger selbst stellte seine Rede nachträglich in einen Zusammenhang mit der gleichfalls skandalisierten Rede Martin Walsers anlässlich der Verleihung des Friedenspreises der Deutschen Buchhandels 1998.²⁶ Sein Verheddern und Straucheln im Regelwerk der bundesdeutschen Gedenkkultur führte ihn so am Ende dazu, die intellektuelle Provokation seiner Rede in eine provokative Haltung umzudeuten. Jenningers Scheitern vor der Herausforderung, ein gewandeltes wissenschaftliches Bild des Novemberpogroms in eine öffentlich zustimmungsfähige Gedenkrede zu übersetzen, besitzt damit ohne Zweifel eine tragische Note, die er anschließend in die Pose des Unverstandenen übersetzte. Der öffentlich skandalisierte Verstoß gegen das normierte Gedenkritual führte schließlich aber weniger zur Veränderung der Normen, sondern zur Etablierung der teils glorifizierten, teils verdamnten Rolle des Rebellen, der tatsächliche oder angebliche Normenverstöße riskiert, um einer unterdrückten Wahrheit die Ehre zu geben. Der missglückte Versuch Jenningers, das Gedenken an das Novemberpogrom 1938 zur Erklärung der „Faszination des Bösen“ in der deutschen Gesellschaft im ‚Dritten Reich‘ zu gebrauchen, wurde so am Ende zugleich zur Geburtsstunde jener bis zum heutigen Tage verfügbaren Pose des Tabubrechers, die von der offenen Behauptung einer linken Meinungsmacht – und implizit oftmals auch von der Behauptung einer jüdischen – in den Medien zehrt. Was als Versuch der Aufklärung begonnen hatte, endete so im Ressentiment.

BILDNACHWEIS

Abb. 1: dpa-Bildarchiv.

Abb. 2: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, B 145

Bild-00045292. Foto: Lothar Schaack, 10. November 1988.

Abb. 3: *The Times*, London, 16.11.1988.²⁶ König: „Wenn du einmal im Sarg liegst,...“ (wie Anm. 7), S. 191.